

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 8.

Berlin, Dienstag den 19. Januar

1847.

### Frankreich.

#### Eine Episode aus der Zeit der Kontinental Sperre Napoleon's.

Es ist allgemein bekannt, in welcher Absicht Napoleon es unternahm, die Kontinental Sperre zu organisiren. Durch verschiedene Umstände an seinem Projekt, Englands Küsten anzugreifen, verhindert und unaufhörlich gezwungen, die Feinde zu bekämpfen, welche ihm das Kabinet von St. James auf dem Kontinent schuf, schleuderte der Kaiser, weil er daran verzweifelte, mit seinem glücklichen Widersacher von Angesicht zu Angesicht zu kämpfen, gegen ihn die berühmten Dekrete von Mailand und Berlin, die den Zweck hatten, die Industrie und den Handel des englischen Volks zu vernichten und ihm auf diese Weise einen empfindlichen Schlag beizubringen.

Die Geschichte dieser Sperre ist jedoch wenig bekannt. Die Maßregeln, die man zu ihrer Aufrechterhaltung ergriff, die daraus entstandenen Leiden, welche noch weit mehr auf dem Kontinent als auf dem Feinde lasteten, den sie eigentlich treffen sollten, die Anstrengungen des sinkenden Handels zur Vermeidung oder zur Ueberwindung der Gefahr, diese und noch viele andere Einzelheiten sind nicht an den Tag gekommen. Es gab und giebt zwar Leute genug, die alles dies genau kennen; doch waren es nur solche, die eine Stellung behaupteten, worin eine derartige Mittheilung ihnen die härtesten Strafen hätte zuziehen können; und später haben sie es nicht der Mühe werth gehalten, uns Ergebnisse zu erzählen, die durch die darauf folgenden Katastrophen, welche den Fall des Kaiserreichs und die Restauration herbeiführten, an Wichtigkeit verloren hatten. Die hier erzählte Episode bedt einen Theil des Schleiers, der diese Epoche bedeckt. Vorher müssen wir jedoch einige zum Verständnis derselben nothwendige Bemerkungen über jene Zeit mittheilen.

Die Häfen des Festlandes von Europa waren allen Schiffen, die jenseits des Meeres gelegenen Ländern angehörten, geschlossen. Daher wurden die außereuropäischen Handelsartikel und diejenigen Waaren, deren Fabrication England zu jener Zeit allein verstand, dergestalt selten und erreichten eine solche Höhe des Preises, daß nur die Reichsten im Stande waren, sie sich zu verschaffen, während der Handel im Allgemeinen sie gänzlich entbehren mußte. Die französische Industrie verdankt zwar dieser für sie so unglücklichen Epoche einen großen Aufschwung; aber mit wie viel Fleiß und Sorge hat sie diesen Vortheil erkaufen müssen! Es gab damals keine Freiheit der Presse. So gab es auch Niemand, der das Recht gehabt hätte, die Entbehrungen des Volks und den Umfang seiner Leiden aufzudecken. Man kann sich kaum einen Begriff von der Menge strenger Urtheile und grausamer Strafen machen, die für Zollvergehen verhängt wurden; man bestrafte nicht nur diejenigen, welche sich derselben durch die That schuldig gemacht hatten, sondern auch alle diejenigen, die man mit Recht oder Unrecht im Verdacht hatte, daß sie irgend ein Interesse daran haben könnten. Hierzu kam noch ein völlig organisirtes Spionir- und Denunciations-System, so daß sich Niemand vor den Verfolgungen dieser Art sicher glauben konnte. Man sah Handlungshäuser mit ungeheuren Geldbußen belegt, weil sie ihre Verbindungen mit dem Auslande fortgesetzt hatten, ihre Chefs auf lange Jahre eingekerkert, weil sie außer Stande waren, die Buße zu bezahlen. Das System der Gränzbewachung wurde mit einer Geschicklichkeit und einer Strenge aufrecht erhalten, die eine Uebertretung der Gesetze in dieser Beziehung so gut wie unmöglich machten. Die Führer dieses Verwaltungszweiges bedienten sich ihrer außerordentlichen und fast diktatorischen Gewalt in ihrer ganzen Ausdehnung; denn sie wußten, daß ihre Strenge vom Kaiser, der sich das letzte Urtheil über alle die Gränzbewachung betreffenden Angelegenheiten vorbehalten hatte, stets gebilligt wurde.

Es war nicht nur untersagt, Waaren irgend welcher Art mit dem Auslande auszutauschen, sondern das Verbot erstreckte sich auch auf Personen und Korrespondenzen. Die Absendung eines einfachen Briefes, der nur von Familien-Angelegenheiten handelte, wurde wie ein Majestäts-Verbrechen bestraft. Alle Küsten waren streng bewacht. Niemand konnte sich ihnen bis auf einige Meilen nähern, ohne den größten Placereien ausgesetzt zu seyn, wenn er seine Anwesenheit in den Augen der überall nur Schuldige erblidenden Behörden nicht rechtfertigen konnte. Die Gendarmen und die Polizei unterstützten die Zollbeamten nach besten Kräften, um jeden Ausweg abzuschneiden; und Frankreich befand sich, trotz seiner zu dieser Zeit unermesslichen Größe, wie von einer dreifachen eisernen Mauer eingeschlossen. Dieser Zustand wäre für

England zuletzt doch gefährlich geworden, wenn der Nationalgeist seiner Bewohner sich nicht gegen diesen Uebelstand zu schützen gewußt hätte. Man bediente sich des bis auf den niedrigsten Preis herabgesunkenen Zuckers, um damit das Vieh zu mästen; man suchte und fand andere Punkte des Erdtheils für die Ausfuhr der Waaren, an die man bisher nicht gedacht hatte; und endlich versuchte man, trotz aller drohenden Gefahren, den Schleichhandel. Die meisten dieser Versuche hatten einen traurigen Erfolg. Derjenige, von dem wir hier eine Schilderung geben wollen, machte eine Ausnahme von der Regel, Dank den Anstrengungen und der Ausdauer des jungen Mannes, der sie ohne Autorisation seiner Vorgesetzten unternommen hatte. Wir wollen ihn jedoch selbst sprechen lassen.

Im Jahre 1797 schickte mich mein Vater, der mich für die Handlung bestimmt hatte, als Lehrling in ein geachtetes Haus zu Genf. Ich zählte damals fünfzehn Jahr, liebte die Arbeit; auch traute man mir einigen Verstand zu. Da ich mich nun meinen Vorgesetzten nützlich zu machen wußte, befielen sie mich nach abgelaufener Lehrzeit als Kommiss in ihrem Geschäft. Jedoch blieb ich nur meinen Aeltern zu Gefallen, die mich nicht gern weit entfernt von sich wissen wollten; denn ich hatte nur ein geringes Einkommen und würde überdies lieber, wenn es nach meinem Geschmack gegangen wäre, mein Glück im Auslande gesucht haben. So verbarre ich denn in derselben Stellung bis zum Jahre 1808, als die berühmten Dekrete von Mailand und Berlin erschienen. Wir besaßen einige Waaren, die schnell vergriffen waren und nun durch kein Mittel erneuert werden konnten. Chefs, Kommiss und Lehrlinge kreuzten die Arme und warteten. Zum Zeitvertreib lasen wir Romane von allen Sorten, schlechte und gute. Mehr als eine Leihbibliothek verdankt ihr Glück dem Haffe Napoleon's gegen England, was wahrscheinlich weder der Eine noch das Andere sich träumen ließen. Täglich wiederholte man das alte trostreiche Sprüchwort: „Wenn man den Bogen zu sehr spannt, so bricht er.“ Der Bogen schien jedoch ziemlich stark zu seyn. — Im Februar 1809 kündigten die Zeitungen an, daß zu Cherbourg ein Fahrzeug verkauft werden würde, das den Engländern von einem Kreuzer abgenommen war und dessen Ladung gerade aus solchen Artikeln bestand, deren wir schon seit langer Zeit entbehrten. Meine Chefs beschloßen, mich mit Instructionen und einem Kredit von hunderttausend Francs auf Paris versehen an Ort und Stelle zu schicken. Trotz, mein Pult, meine Romane und meine Unthätigkeit verlassen zu können, machte ich mich auf den Weg nach Paris. Hier halte ich mich gerade nur so lange Zeit auf, als nothwendig ist, unsere Korrespondenten zu sehen und zu sprechen. Da begegne ich einem alten Schulkameraden, der mir geheimnißvoller Weise ins Ohr flüßert, daß die Engländer ein Comtoir zu Helgoland errichteten, und daß schon ein kleines Fahrzeug an der Küste Ostfrieslands gelandet sey. Mehr theilte er mir nicht mit. Wenig bedeutend, wie mir diese wichtige Mittheilung damals erschien, achtete ich nicht sehr darauf und nahm Postpferde nach Cherbourg.

Kaum hatte ich jedoch Paris im Rücken, als sich die Bewegung des Wagens meiner Einbildungskraft mittheilte: und während mein Körper sich der französischen Küste näherte, flog mein Geist nach Ostfriesland und schwebte um den Felsen von Helgoland. „Welche Narrheit“, dachte ich bei mir, „in Cherbourg englische Waaren zu kaufen, die ich neunmal theurer bezahlen muß, als sie werth sind. Ob man den Versuch wagt, nach London zu gehen? Es wird doch in dieser lebendigen Hecke von Zollwächtern irgend ein Loch zu finden seyn, wo man hindurch schlüpfen kann. Aber was werden meine Vorgesetzten sagen? Schlagen wir uns das aus dem Sinn. Gelingt's, so werde ich ihnen rein wie der Schnee erscheinen. Gelingt's nicht... nun dann?... Aber es wird gelingen.“ — Noch mit dem Bau dieser Luftschlösser beschäftigt, kam ich in Cherbourg an; doch ganz erfüllt, wie ich war, von meinen großartigen Plänen, gab ich mich nicht damit ab, die vielen Liebhaber, welche von allen Gegenden Frankreichs wie Raubvögel um ihre Beute sich gesammelt hatten, zu überbieten, sondern eilte, ohne an das Sprüchwort: „Ein Sperling in der Hand ist besser als ein Duzend auf dem Dache“ zu denken, nach Paris zurück.

Aber als ich mich den Barrièren näherte, fing ich einigermaßen an, die Schwierigkeiten zu schätzen, die sich der Ausführung meines Planes entgegenstellten. Wie war es vor allen Dingen möglich, von unseren Geschäftsfreunden für ein Geschäft, dessen ich gar nicht Erwähnung thun konnte, ohne mich der Gefahr auszusetzen, sofort verhaftet zu werden, eine Summe von

hunderttausend Francs zu erhalten, auf die ich allein für den Einkauf zu Cherbourg angewiesen war? Hier galt es, einen Vorwand zu erfinden und allen möglichen Hindernissen schon vorher zu begegnen. Es gelang. Ich erhielt die Uebertragung meines Credits und Empfehlungsbriefe auf ein holländisches Haus. Bald befand ich mich auf dem Wege nach Holland. Noch hatte ich keinen bestimmten Plan gefaßt, da ich weder die Orts- noch anderen Verhältnisse kannte. Aber der Würfel war einmal geworfen. Vorwärts mußte ich nun, und hätte ich mir durch die Dffice einen Weg bahnen sollen, oder gar nach Rußland, Archangel oder Torneo gehen müssen, um mir einen Durchweg zu suchen. Indes bot sich mir ein kürzerer Weg dar, der aber, genau betrachtet, weder besser noch leichter war.

Zu Rotterdam angekommen, stattete ich einem ehrenwerthen Kaufherrn, dem ich empfohlen war, meinen Besuch ab. Er empfing mich so gut, daß ich, dadurch ermutigt, ihm meine Hoffnungen anvertraute und ihm mein Vorhaben, nach England zu gehen, einfach auseinandersetzte. In demselben Augenblick ging mit der Sprache und dem ganzen Benehmen dieses Mannes eine große Veränderung vor. Sein Ton wurde kalt, seine Miene streng, als er, mich mit einem durchbohrenden Blick betrachtend, sagte: „Sie verlangen Unmögliches. Ihre Unbesonnenheit würde uns Alle verderben.“ — „Gut“, erwiderte ich, „so geben Sie mir Briefe nach Ostfriesland, Hamburg und Bremen mit. Es würde mir leid thun, Sie in irgend einer Weise bloßzustellen; aber mein Weg führt nach England.“ — „Sie sind also fest entschlossen?“ — „Durchaus.“ — „Es ist eine Thorheit!“ — „Thut nichts; ich muß nach England.“ — „So kommen Sie morgen wieder; ich werde mich mit Ihrer Angelegenheit beschäftigen.“ Ein kurzer Gruß gab mir den Abschied.

Am anderen Tage, früh Morgens, war ich wieder bei ihm. Er führte mich in sein Cabinet, setzte sich mir gegenüber und sprach: „Ich habe Ihre Forderung reiflich erwogen; können Sie dasselbe von sich sagen? Haben Sie alle Folgen Ihres gefährlichen Unternehmens berechnet? Wissen Sie, welcher Gefahr Sie sich und die Ihrigen aussetzen, wenn Sie darauf bestehen, sich einzuschiffen? Kennen Sie Ihr Loos, wenn, wie es zu fürchten steht, es Ihnen nicht gelingt, sich der Wachsamkeit der zahlreichen Agenten zu entziehen, die den Auftrag haben, die Befehle des Kaisers zu vollstrecken?“

„Ja. Ich weiß sehr wohl, daß ich Gefahr laufe, gefangen genommen und eingekerkert zu werden, oder irgend eine Kugel zu verschlucken, wenn ich Miene zur Flucht mache. Aber, wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Ich bin entschlossen, nach England zu gehen.“

„Holland ist vorzugsweise überwacht. Man betrachtet es mit desto größerem Mißtrauen, als die Interessen seines Handels sehr gelitten haben. Die Pariser Polizeigewalt wird hier mit derselben Genauigkeit und Strenge gehandhabt als im Palais-Royal; und ich darf es Ihnen nicht verschweigen, daß ähnliche Versuche schon gemacht und sämmtlich gescheitert sind. Die einzige Festung Enghuyfen schließt mehr als 20 Personen ein, die bei solchen Gelegenheiten auf der That ertappt wurden.“

Der gute Mann redete so im freundschaftlichsten Ton zu mir mehrere Minuten lang, bis er sich zuletzt von der Festigkeit meines Entschlusses überzeugte. „Wohlan“, sagte er darauf, „Sie können diesen Abend reisen. Ein mir bekannter Fischer wird Sie nach Harwich bringen, in Gesellschaft von zwei Herren, deren Bekanntschaft Sie am Bord machen werden. Der Patron ist ein einfacher und harmloser Mensch; sein Fahrzeug ist in ziemlich schlechtem Zustande; Beides Umstände, die, in gewisser Rücksicht, nicht gerade angenehm, in anderer doch den Vortheil mit sich bringen, daß sie den Verdacht vermeiden. Sie werden vierundzwanzig Guineen für die Ueberfahrt zahlen, alle Kosten mit eingerechnet. Gepäck führen Sie wohl nicht mit sich? — Wohl, so finden Sie sich heute Abend um 6 Uhr vor dem Thorwege Ihres Gasthauses mit einem einfachen Mantelsack ein. Sie werden dann ein Kabriolet mit einer schwarzen Stute bespannt bemerken, dessen Kutscher ein dicker, untersehter Mann ist. Steigen Sie unbeforgt ein; und nun reisen Sie glücklich. Von diesem Augenblick an kennen wir uns nicht mehr, haben nie einander gesehen. Leben Sie wohl.“ Mit einem Händedruck entließ er mich, ohne mir einmal zum Ausprechen meines Dankes Zeit zu lassen. Um so fester nahm ich mir vor, Nichts zu thun, wodurch ich ihn irgendwie bloßstellen oder in Gefahr bringen könnte.

Am Abend, es fehlten noch einige Minuten an 6 Uhr, war ich auf meinem Posten, als ich auch schon das mir beschriebene Kabriolet heraneilen sah. Es war richtig: eine schwarze Stute, ein dicker Mann. Ich stieg auf, die Peitsche knallte, im scharfen Trab rollten wir dahin. — Schon lange hatten wir die Stadt hinter uns, aber noch immer ging es mit derselben Eile durch die dunkle Nacht vorwärts. Endlich erreichten wir einen Kreuzweg, wo uns zwei Männer von ziemlich schlechtem Aussehen erwarteten. Mein Führer sprang vom Bock, reichte meinen Mantelsack den beiden Unbekannten, mit denen er einige leise Worte wechselte, und wandte sich darauf mit den Worten zu mir: „Folgen Sie diesen da.“ Bald war er und sein Kabriolet aus meinen Augen verschwunden. Meine neuen Führer setzten sich in Bewegung. Nachdem wir fast zwei Stunden durch nasse Wiesen und weite Padden geschritten waren, wurde wieder an einem Kreuzwege Halt gemacht, und abermals erschienen zwei Männer, denen meine bisherigen Führer mein Gepäck übergaben, und sich entfernten. Die Nacht war kalt und sehr dunkel. Aber ich fühlte weder Kälte, noch Ermüdung, noch Furcht. Denn mich beschäftigte nur der eine Gedanke, daß ich mich bald auf dem Meere befinden würde, um nach England zu segeln.

(Fortsetzung folgt.)

## Italien.

### Der erste Anblick von Neapel.

(Aus Bentley's Miscellany.)

„Ecco, signore! la Montagna, la Montagna!“ rief die Stentorstimme unseres alten Conductore, mit aller Begeisterung eines echten Neapolitaners. Halb erstickt von der Juli-Hitze und von dem Staube einer neapolitanischen Landstraße, wurden wir durch diese Anündigung mit einem Male wieder ins Leben gerufen.

Es war in der That der Besuch, den eine Krümmung des Weges uns zu Gesicht brachte — der Besuch, mit seinem waldbedeckten Gefährten Somma, im Dunste des italienischen Sonnenuntergangs dahinschmelzend. Das felsige Vorgebirge von Sorrento, der hohe Gipfel des Monte St. Angelo verschwammen in der Entfernung, und so weit das Auge reichte, erstreckte sich zu ihren Füßen das Mitteländische Meer.

Wir hätten dieses Schauspiel noch eine Stunde lang genießen können, aber Postillone und Pferde wurden ungeduldig — wir setzten uns wieder in Bewegung, und in zehn Minuten erreichten wir die Porta Capuana. Die gewöhnlichen Annehmlichkeiten des Pässe-Vorzugs und Bagage-Durchsuchens hielten uns, wie immer, una piccola mezz' oretta (ein kleines halbes Stündchen) am Thore auf; doch verursachte uns diese Verzögerung durchaus keine Langeweile. Hätte sich auch kein anderer Gegenstand zur Betrachtung dargeboten, als die Gruppe Doganieri, die sich um unseren Wagen versammelte, so würde uns dieses schon hinlängliche Unterhaltung gewährt haben. Nichts macht in der That auf den Fremden einen stärkeren Eindruck, als die scharf ausgeprägte Physiognomie, die den wahren regnicolo \*) eben so unverkennbar bezeichnet, wie das Lispeln den Venetianer, die Gutturaltöne den Toskaner und die eigenthümliche Aussprache des U den Lombarden. Doch gab es noch andere Sehenswürdigkeiten, die nicht minder anziehend waren als die beaux yeux der Beamten König Ferdinand's. Es war gerade ein Festtag, und die Volkshaufen, welche den Tag mit Tanz und Spiel in den Osteris und Dörfern der Umgegend zugebracht hatten, kehrten jetzt nach Hause zurück. Zahllose Fuhrwerke von allen möglichen Gestalten eilten rasch an uns vorüber; von dem seltsamen kleinen vierräderigen Kabriolet bis zu dem bunten Corricolo mit den patagonischen Rädern und dem silliputanischen, von oben bis unten mit menschlichen Wesen vollgepfropften Kasten fehlte Nichts, um die malerische und überraschende Wirkung des Ganzen zu vervollständigen. Ich unterließ mich damit, den Inhalt einer neben uns haltenden Carretella zu mustern, die auf die Untersuchung der Mauthbeamten wartete. Nie habe ich eine aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte Gesellschaft erblickt. Vierzehn Passagiere hatten sich hineingepackt, worunter vier Soldaten, zwei Nonnen vom Kapuziner-Orden, dem strengsten, den es giebt, ein Bettelmonch, zwei Priester und die Uebrigen Lazzaroni; Alle lachten, schrien, plauderten oder sangen (mit Ausnahme der Nonnen), und zwar mit der ganzen Kraft neapolitanischer Lungen, die eben nicht gering ist. Kurz, es war ein Babel in Miniatur.

Während ich mich an diesem Schauspiel ergötte, jagte das kleine, feurige, stark gebaute, aber halb verhungerte Pferd, dessen schwächliche Glieder eine so schwere Last zu tragen hatten, in voller Carrière davon, und die Carretella rasselte mit solcher Schnelligkeit über die Steine, daß nur die unnachahmliche Geschicklichkeit eines neapolitanischen Kutschers die gänzliche Zerkümmung des Fuhrwerks verhindern konnte. Wäre mir diese außerordentliche Geübtheit der hiesigen Wagenlenker und ihr wüthendes Jagen nicht schon durch den Ruf bekannt gewesen, so hätte ich glauben müssen, daß jede Equipage, die an uns vorbei flog, mit Windes-Schnelle dem sicheren Untergang zueile.

Wir fuhren langsam durch die Foria oder Vorstadt, die den prachtvollen Eingang zur Hauptstadt selbst bildet. Der Straßendamm ist hier so breit wie die Boulevards oder Champs Elysées, und die weißen Häuserreihen erstrecken sich in langer Perspektive bis zum kolossalen Gebäude des Museo Borbonico, während der unermessliche Albergo dei poveri zur Rechten einem königlichen Palaste ähnlicher als einem Zufluchtsort für Arme erscheint. Vor den zahlreichen Wirtschaftshäusern fanden Tische auf freier Straße, an denen wir fröhliche Gruppen mit Essen und Trinken beschäftigt sahen. Der Volksgestirnte zeigte sich von allen Seiten. Die Jünglinge von zwei oder drei Militärschulen schritten in langen Reihen einher; vorzüglich bemerkbar machten sich aber die unzähligen Priester, unter denen uns die Jesuiten, mit ihren ernst gesenkten Blicken und langen Schaufelhüten, am meisten auffielen. Es schien wirklich die eine Hälfte der Bevölkerung aus Soldaten, die andere aus Geistlichen zu bestehen. Auf Ersteres war ich vorbereitet, da mir die Vorliebe des Königs bekannt war, aber das Zweite überraschte mich; es schien mir, als ob mehr Priester und Mönche sich in den Straßen Neapels als in denen von Rom bewegten. Unterdeffen stieg die gigantische Façade der Studii — deren hellrothe, dem ägyptischen Granit ähnliche Ziegelsteine aber nicht dazu beitragen, ihren imposanten Eindruck zu vermehren — vor unseren Blicken auf, und in einem Moment befanden wir uns im Toledo.

Die Toledo-Straße war mit Equipagen, Reitern und Fußgängern angefüllt, die im dunkeln Gemisch sich in tobender Verwirrung überboten. Es war heute Corso, und nie hatten wir ein so bewegtes Leben gesehen; man

\*) Eingebornen des Königreichs Neapel.

könnte von einem Ende der Welt bis zum anderen reisen, ohne seines gleichen anzutreffen. Die Toledo-Straße ist ganz einzig in ihrer Art. Während der zehn Minuten, die wir im Gedränge zubrachten, hatten wir Zeit, uns umzuschauen und beschauen zu lassen; denn obschon die Ankunft englischer Reisenden zu einer anderen Jahreszeit etwas Alltägliches ist, so war doch die unsere, die mitten im Sommer stattfand, ein ungewöhnliches Ereignis, und es flogen uns nicht wenig neugierige Blicke von allen Seiten zu.

Als wir zuletzt in die Via eingedrungen waren, verschwand die letzte Gluth der Abendsonne, und durch den schnellen Wechsel, der dieses Klima bezeichnet, trat die Finsterniß der Nacht plötzlich an ihrer Stelle ein. Aber wir hatten bei dem Uebergang nichts verloren, denn in einem Nu war die Straße so hell als am Tage, und für uns, die wir an die dunklen Gassen und traurigen Dellampen Roms gewöhnt waren, bot das strahlende Lichtmeer, das sich plötzlich vor uns entzündete, einen eben so überraschenden als blendenden Anblick dar. Schöne Gaslampen, die hoch über unseren Köpfen hingen, vermischten ihre Flammen mit der Beleuchtung, die aus langen Reihen von Läden hervorkam und die ausgesuchten Toiletten und niedlichen Gesichter der Damen in den Equipagen, nebst den sie begleitenden Cavalieren, mit hellem Glanz übergoß. Ueberall bemerkten wir Kaffeehäuser, von denen jedes einzelne eine Illumination bildete; die vom zweiten Rang waren nach allen vier Winden offen und von Rauchern und Müßiggängern gefüllt, die eleganteren aber mit Gruppen von Eis- und Limonade-Trinkern umringt, deren Equipagen die Straße ganz versperrten, wodurch alle fünf Minuten ein Stillstand hervorgebracht wurde.

Wir konnten uns jedoch nicht über die Langsamkeit unseres Fortschritts beklagen, da sich bei jeder Wendung eine neue Scene, eben so überraschend und eigenthümlich als die vorhergehenden, eröffnete. Bald zeigte sich uns eine Garküche, deren offene Schauffeile das ganze Innere enthüllte, von oben bis unten mit kupfernen Gefäßen, Zuckerformen und anderen zur Kochkunst gehörigen Utensilien von jeder Größe und Gestalt angefüllt — Alles so blank polirt, daß es beinahe mit den Spiegelscheiben wetteiferte, die überall von Gold, Silber und Krystall strahlten, während der Meister und seine Gehülfen an der Thür ihre Geschäfte betrieben, die Kuchen zubereiteten und sie unter ihre Kunden vertheilten. Im nächsten Augenblick nahmen wir am Eingang einer Querstraße eine Erleuchtung wahr, die dem Anschein nach in der Luft schwebte. Als wir um Lösung dieses Räthfels baten, erfuhren wir, daß es die Gala-Nacht einer königlichen Prinzessin sey, bei welchen Gelegenheiten alle öffentliche Gebäude illuminirt werden. Die Lampenreihen, die in schwindelnder Höhe über uns glänzten, waren an den Festungswerken von St. Elmo angebracht, und von den Palästen der Minister, wie von dem Jesuiten-Kollegium am Largo del Mercatello, brannten unzählige Lichter und Fackeln. Noch blendender aber, noch geschmackvoller und origineller als alle diese, waren die kleinen Buden der Limonadiere, von denen eine oder zwei sich an jeder Straßenecke befinden und bei welchen der volkstümliche Sinn für Decoration und Beleuchtung sich besonders hervorzuthun weiß. Von Nesten überwölbt und mit Guirlanden bekränzt, waren sie mit Blumen-Labyrinthen zu vergleichen; sogar die Orangen und Citronen hatte man in symmetrische Reihen geordnet und um die vier kleinen grünen Säulen aufgehängt, die das leichte Dach tragen, während die frischen Blätter in dem Schein einer Menge kleiner Glas-Laternen prangten, die von den Zweigen herabhängen und rings umher ihr funkelndes Licht verbreiteten. In der Mitte dieser Feenlauben stand der sonnverbrannte Aus-theiler der acqua gelata und Limonade, im möglichst leichtem Anzuge, d. h. im Hemde und Beinkleide, aufs thätigste beschäftigt, Orangen zu verkaufen, Citronen auszupressen oder Gläser voll des Saftes aus den Fässern abzuziehen, die sich an jeder Seite aufhürmten, und deren Inhalt er abwechselnd mit Eiswasser und dem beliebten Kakao den zahlreichen Käufern verabreichte, die sich um seine Bude drängten.

Endlich gelangten wir aus der Toledo-Straße nach dem prachtvollen Largo, oder vielmehr nach der Reihe von freien Plätzen, die mit jenem anfangen. Wir hielten ein paar Minuten an, um sie in Augenschein zu nehmen. Neben uns waren die Equipagen in fünf Reihen vor dem Café de l'Europe, dem Sammelplatz der schönen Welt, aufgefahren — einem passenden Vorposten für die Straße aller Straßen, der mit seinen Berggoldungen und Arabesken nach der letzten Pariser Mode alle früheren Nebenbuhler in den Schatten wirft. Zur Linken trat der Portikus und die Fassade des Theaters San Carlo hervor, dessen ungeheure Masse an einen Flügel des königlichen Palastes stößt, der mit seinen Blumenterrassen sich längs dem Meere erstreckt, bis sie auf einer Seite sich dem Hafendamm anschließen. Als wir den Largo di San Francesco erreichten, hätte ich beinahe glauben können, daß wir durch einen Zauberschlag nach der „ewigen Stadt“ zurück versetzt seyen; denn vor uns stand, der Hauptfronte des Palastes gegenüber und halbmondbartig den Platz umgebend, die Kolonnade von St. Peter! Die zwischen den Säulen aufgehängten Gaslampen bildeten keine üble Nachahmung der Portiken in ihrer Ostermontags-Beleuchtung, und es fehlte nur der hohe Peristyl und der gewölbte Dom des Pantheons, an dessen Stelle die stattliche Säulenhalle der basilica regina sich im Lichte schimmernd erhob. Obwohl mit Rom verglichen nur im verringerten Maßstabe, machte das Ganze doch eine ergreifende Wirkung, und dieses erste Gefühl erlosch nachher nie ganz wieder. Selbst dann, als uns das Tageslicht zeigte, daß die Combination etwas barocker Art sey, und die Puristen in der Baukunst versicherten, daß die San-Francesco-Kirche mit allen ihren schönen Marmorfeilern und brillanten Fresko's nichts weiter als ein kostspieliger Barbarismus sey, konnte ich als Laie nicht umhin, bei meinen früheren Eindrücken zu beharren und gegen die Entscheidung der Kunstverständigen Protest einzulegen.

Nachdem wir San-Francesco verlassen hatten, fuhren wir an dem Palaß des Prinzen von Salerno vorbei und erblickten von neuem den schattigen Umriss des Vesuv, der sich dunkel gegen den Himmel zeichnete, die Spitze ganz in Flammen stehend, während der Fuß bis in die Bai hineinzuragen schien. Die Betrachtungen, in welche uns diese Scene versenkte, wurden durch das Anhalten des Wagens vor dem Hôtel de Rome unterbrochen, aber sobald wir von unseren Zimmern Besitz genommen, eilte ich nach dem Balkon, um den Anblick in Ruhe zu genießen. Die Aussicht, welche sich uns hier darbot, ist durch ihre Herrlichkeit zum Sprüchwort geworden, und dennoch übertraf sie alle meine Erwartungen. Sie glich in der That einem Traumbilde. Es schien kein Mond, und dennoch konnte man es nicht finster nennen. Die Himmelsdecke war mit Sternen besäet, und ihr ungewisses Licht zeigte den ganzen Umkreis der Küste, nebst den Gipfeln der entfernten Gebirge. Castellamare und Sorrento lagen dunkel, aber deutlich gezeichnet am Horizont, und der Vesuv krönte das Ganze, indem er von Zeit zu Zeit seine röthlichen Flammen ausstie. Vor uns erstreckte sich die Bai, über deren dunkle Fläche bisweilen ein Fischerboot, von einer kleinen Fackel beleuchtet, dahinglitt und hinter die Zinnen des Schlosses del Uovo verschwand. Von den Fenstern der anderen Zimmer hatten wir einen von jenem ganz verschiedenen Anblick. Sie gingen nach Sta. Lucia hinaus, dem klassischen Aufenthalt aller Fischer und Fischerinnen, Seeleute, Barkenfahrer und schönen Mädchen des schönen Neapols. Nichts konnte sich niedlicher ausnehmen als die kleinen Buden der Krabben- und Schalfisch-Verkäufer, die mit ihren hohen, blau- und weißgestreiften Zeltdecken und kleinen blinkenden Lichtern längs der Brustwehr gereiht waren, während der pescatore selbst mit rother Mütze und Schärpe in einer Ecke saß und die wenigen Spaziergänger, die an dem jetzt fast verödeten Quai vorbeikamen, mit dem Ausruf: Frutta del mare, frutta del mare! begrüßte.

Aber so anziehend dieses Alles auch war, kehrte ich doch bald auf den Balkon zurück, wo wir bis tief in die Nacht hinein saßen, uns des kühlenden Seewindes erfreuten und die Wellen beobachteten, die zu unseren Füßen plätscherten.

## Dänemark.

### Anderfens's Abenteuer und Märchen einer Neujahrsnacht.

H. C. Anderfens's Erstlingsprodukt, seine „Zusreise nach Amad“, ist jetzt unter vorstehendem Titel in einer deutschen Uebersetzung von Dr. Le Petit erschienen. \*) Der Bearbeiter hatte Recht, dem Titel des Originals eine Erläuterung zu geben, da der humoristische Sinn des dänischen Titels „Zusreise nach Amad“ \*\*) eben nur einem Dänen von selbst verständlich ist. Zur Geschichte der Anderfens'schen Muse ist dieses Capriccio, das der junge Schussladersohn im 23ten Lebensjahre, als er eben Student geworden war, entworfen hat, gewiß sehr interessant, und da man diese Muse auch in Deutschland recht lieb gewonnen, so wird man dem Uebersetzer für seine Arbeit, ganz besonders aber für das dem Büchlein vorangeschickte Lebensbild des Dichters, sehr dankbar seyn. Wir haben in Nr. 41 u. 42 des Magazins von 1846 eine Biographie Anderfens's mitgetheilt, die in weiten Kreisen angesprochen hat und unter Anderem auch ins Blaamische übertragen worden (abgedruckt in der Broderhand, Jahrgang I., Heft XII.); das von Herrn Le Petit gegebene Lebensbild ist noch vollständiger, indem der Zeichner den Vortheil hatte, den Dichter von dessen frühesten Zeit her persönlich zu kennen, woran er ihn auch in einer zwar etwas zu langen, aber nicht uninteressanten Dedication erinnert. Die Abenteuer und Märchen selbst tragen noch nicht das anmuthige Gepräge, das die späteren ähnlichen Arbeiten des Verf. auszeichnet; es ist darin noch das Bemühen zu erkennen, fremden Mustern, besonders aber deutschen, es nachzutun. Das der junge Däne, dessen Jugend- und Studienjahre mit den größten Entbehrungen zu kämpfen hatten, damals schon mit Tieck, Hoffmann, Jean Paul, Hölty u. A. so vertraut war, wie aus seiner Darstellung hervorgeht, zeugt jedenfalls von seiner außerordentlichen, früh geweckten, geistigen Regsamkeit. Seine Phantasie versetzt ihn auf der „Zusreise nach Amad“ in ein späteres Jahrhundert, und wie dies schon von einigen Seiten versucht worden, giebt er uns eine Schilderung von den außerordentlichen Fortschritten, die dann das Menschengeschlecht in allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben gemacht haben wird. Unter Anderem erblickt er ein Luftdampfschiff, das wie der Blitz an ihm vorüberfliegt und dann wie ein dunkles Pünktchen am Horizont verschwindet. Vom Bord desselben war ihm ein angefangener Brief zugeflogen, datirt von der Sylvesternacht des Jahres 2100, und aus demselben theilt er folgende Länder- und Völker-Beobachtungen eines Lustreisenden mit:

„Unsere armen Borältern, wie sehr beklage ich sie! Langsam mußten sie, gleich Bärmern, im Staube der Landstraßen einhaktreiben; während wir nunmehr mit dem Fluge des Adlers wetteifern. In sechs Wochen habe ich schon die Merkwürdigkeiten der halben Erdkugel in Augenschein genommen. Wo soll ich anfangen, wo enden? Ich habe die ehemalige Grabeshöhle des Helden Napoleon besucht; die rhodische Bildsäule von gegossenem Eisen, welche man ihm in späterer Zeit auf den Felsensockeln von St. Helena errich-

\*) Abenteuer und Märchen einer Neujahrsnacht, auf einer Zusreise nach Amad. Von H. C. Anderfens. Ins Deutsche übertragen und mit einem biographischen Lebensbilde des Verfassers eingeleitet von Dr. Le Petit. Hamburg, Verlag von Hermann Goebel, 1846.

\*\*) Amad ist eine mit Kopenhagen durch eine Brücke verbundene Insel, die hauptsächlich von Fischern bewohnt ist und auf der sich eine Vorstadt der Residenz befindet.

tete, soll ungemein ähnlich seyn. — Ich bin mitten unter den Ruinen des Serails spazieren gegangen und habe die Messe gehört in der Sophienkirche, die einmal eine Moschee gewesen seyn soll. Uebrigens sah ich da keinen einzigen Türken; es scheint, als ob sie eine unüberwindliche Scheu hätten, ihre asiatische Heimath zu verlassen und ihre früheren Besitzungen zu betreten. — Das Freiheitsdenkmal der Griechen ist einfach, aber schön; die große Figur daran, will man sagen, sey von Thorwaldsen; ich glaube nicht, daß sie so alt ist. — In der Schweiz erzählte man mir noch die alte Sage vom Tell mit einem patriotischen Feuer, das der romantischen Dichtung fast eine Färbung von Wahrheit lieh. Die brüderlichste Einigkeit herrschte unter der gesammten durchgehends protestantischen „Eidgenossenschaft“. — Spanien ist ein blühender Garten; es giebt da keine Spur mehr von der früheren Geistesnacht und Priester-Anarchie; denn den „heiligen Vater“ zu Rom hat man vom Norden her mit seinem eigenen Jesuitengewebe so eng umspinnen, daß ihm keine mit Vernunft und Gefühl begabte Menschenseele so leicht mehr ins arg zusammengelockte Netz läuft. Eben so reißt la giovine Italia, nach einer vielgeprüften Entwicklungsperiode von drittehalb Jahrhunderten, immer entschiedener zur kräftigsten Organisation heran; der Italiäner braucht nicht mehr mit Filicaja zu sammern:

Italia, Italia, o tu, cui feo la sorte  
Dono infelice di bellezza, ond' hai  
Frustra dote d'infiniti gual  
Che'n fronte scritti per tua doglia porte!

— Deutschland, das nach dem letzten zwanzigjährigen Kriege, in welchem ein Urgroßvater meiner Mutter tapfer mitgekämpft haben soll, allmählig zum Bewußtseyn seiner wahren Nationalität und zur Erkenntniß seiner politischen Würde gelangte, schreitet mit dem Palladium der allgemeinen Constitution seinem glänzenden Ziele rüstig entgegen. . . . Die Perle aller Reiche und Staaten Europa's ist und bleibt jedoch, in gewisser Hinsicht, das mächtige Rußland; spät erhob es sich zu einiger Kultur, doch strahlt es deshalb auch jetzt in einer um desto frischeren Glorie, weil es die Phasen seiner Barbarei, oder (wie ich mich lieber ausdrücken möchte) seine „Flegeljahre“, so bedächtigt zurücklegte. Aus den öden Steppen wachsen freundliche Dörfer, niedliche Städtchen, wie Aehrenhalme unter Disteln, hervor; und das einst so verschrieene Sibirien liefert den besten Beweis davon, daß das Klima immer milder wird, je fleißiger man den Boden bebaut. Nie und nimmer, wenn man es nicht aus den Annalen der Weltgeschichte wüßte, geriethe man jetzt auf den Gedanken, daß hier vor nur dreihundert Jahren die fürchterlichsten Verbannungsorte für meistens unschuldige „Sträflinge“ existirten! — Aber mein Brief wird nur lose Bruchstücke; während ich dieses schreibe, hat das Schiff schon in nordwestlicher Richtung zwanzig bis dreißig Meilen gewonnen. Lustig geht es hin über Berge und Meere; von unten lächelt uns die bunte Erdoberfläche an, wie ein Maulbeerblatt, worin sich eine Seidenraupe verspinnen will. Die Hauptstadt Dänemarks bekomme ich nur vom Berdeck zu sehen; doch habe ich dänischen Grund und Boden betreten, bewundert habe ich das herrliche Schloß Friedrichsburg, wo wir trotz der strengen Winterkälte bei unseren transportablen Wärmeapparaten table d'hôte im Freien hielten. Heute haben wir nämlich wegen der Hagelwolken viel kreuzen müssen; nun ist die Luft wieder rein und klar; keine Gefahr droht uns mehr von jenen fliegenden Klippen. Nächsten Sommer mache ich eine kleine Tour über das Weltmeer; ich muß doch das Land sehen, wo das Menschengeschlecht auf der höchsten Stufe seiner Ausbildung thronen soll. Die Zeit kann kommen, wo der Amerikaner zum Mutterlande Europa zu Fuß pilgert; mancher ehemalige See- und Meerbusen ist jetzt Land, aber manche bebautete Strecke Landes mit Schilf unter den Bogen bedeckt! Vielleicht hat das Nordmeer sich bald eine neue Bahn gebrochen, und die Brandung schlägt gegen die Küsten, deren Bewohner sonst nie die Majestät des Oceans erschauten; vielleicht —“

### Mannigfaltiges.

— Die Vorlesungen des Dr. Pruz. Es gab allerdings eine Zeit, wo in Berlin auch außerhalb und noch vor Errichtung der Universität der historische und der philosophische Lehrstuhl eine auserwählte Schaar von Zuhörern um sich versammelte und durch diese auf die gesammte Nation zu wirken suchte. Wir erinnern nur an die Vorträge, die Fichte im Winter 1804—5 in Berlin über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ gehalten, zu einer Zeit, wo er noch Professor an der damals preussischen Universität Erlangen war, aber in jedem Winter auf einige Monate nach der Hauptstadt kam, um hier die Gebildeten, an welche auch Schleiermacher seine Reden über die Religion richtete, für seine Ideen zu begeistern. Und welche Begeisterung Fichte durch seine im Winter 1807—8 in Berlin gehaltenen „Reden an die deutsche Nation“ erregte, ja, wie unter den Zuhörern dieser Reden ein Theil der Männer sich befand, die in den darauf folgenden Jahren durch ihre Theilnahme an den größten Friedens- wie an den größten Kriegsthaten des Jahrhunderts Preussens und damit auch Deutschlands Wiedererhebung bewirkten, das ist aus der Geschichte jener Zeit hinlänglich bekannt. Haben wir seitdem auch eine Hochschule in unsere Mitte bekommen, deren Hörsäle jedem Gebildeten geöffnet sind, so werden doch Vorträge, die

sich außerhalb der Universitätsräume an ein gemischtes Publikum von Männern und Frauen, von Jünglingen und Greisen wenden, immer eine große und allgemeine Wirkung haben können, wenn sie in einer empfänglichen Zeit über einen die Gemüther beschäftigenden Gegenstand von Männern gehalten werden, die, wie Fichte oder Schleiermacher, zugleich Träger des Geistes sind, von welchem sie getragen werden.

Herr Dr. Pruz, der in diesem Winter, wie im vorigen, zu uns nach Berlin gekommen, um Vorlesungen vor einem gemischten Publikum zu halten, hat sich das große Ziel gesteckt, auf ähnliche Weise zu begeistern und zu wirken, und hat auch in der That in diesem Jahre ein dazu viel geeigneteres Thema erwählt, als die Geschichte des deutschen Theaters war, von welchem letzteren man jetzt überhaupt, wie einst Schiller von dem Kogebue-Islandischen Drama, sagen darf: „Was kann wohl dieser Mißere Großes begegnen?“ Das Interesse wendet sich heutzutage einer ganz anderen Welt zu, als den Brettern, die eben nur einem Volke, das sich, wie die Deutschen des 18. Jahrhunderts, mit einem Scheinleben unter den Böllern begnügte, die „Welt“ bedeuten konnten. Herr Dr. Pruz hat diesmal Vorlesungen über die „Geschichte der Literatur der Gegenwart“ angekündigt, doch wie er in der Einleitungsrede angedeutet, wird dies nur der Kettenfaden seyn, welchem ein Einschlag politischer und historischer Art erst seine wahre Gestalt und seine Benennung zu geben bestimmt ist, so daß er uns, wie es Fichte richtiger und unumwundener bezeichnen durfte, die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ zu zeichnen denkt. Zwar hat der Vortragende einen besondern Nachdruck auf das Wort Geschichte in seiner Ankündigung gelegt, allein wir erlauben uns, ihm zu entgegnen, daß sich die Literatur der Gegenwart eben so wenig in eine geschichtliche Darstellung bringen lasse, als die Gegenwart überhaupt, denn die Geschichte hat es eben mit dem Geschehenen und nicht mit dem Werden zu thun, weshalb wir es auch nicht so auffällig wie Herr Pruz finden können, daß sämmtliche deutsche Literaturhistoriker, die sich in den letzten Jahren einen Namen erworben, wie ausführlich sie sich auch über die Anfänge und die klassische Periode unserer Literatur verbreiten, doch, sobald sie an die neueste Zeit kommen, einspzig werden oder den Faden der Erzählung ganz fallen lassen. Der Geschichtschreiber wird ein rückwärts gekehrter Prophet genannt; sollte er aber auch das Werden, gleichviel ob in der Literatur oder im Staate, darstellen, so müßte er die Sehergabe des vorwärts gekehrten Propheten besitzen. Darum erwarten wir von Herrn Pruz wohl ein philosophisches, nicht aber ein historisches Gemälde unseres Zeitalters und seiner Literatur, wie denn auch schon sein am 13. Januar vor einem sehr zahlreichen Publikum gehaltener Einleitungs-Vortrag dargethan, daß er nicht bloß — nach den Worten Fichte's, den er auf sehr schöne und treffende Weise neben Schiller, wie Kant neben Göthe, gestellt — „als Empiriker manche auffallende Phänomene der Zeit, wie sie sich ihm in der zufälligen Beobachtung darbieten, auffassen und herzerzählen will, ohne je sicher zu seyn, daß er sie alle erfaßt hätte, und ohne je einen anderen Zusammenhang derselben angeben zu können, als den, daß sie nun eben in einer und derselben Zeit beisammen seyen“, sondern daß er „das vorliegende Mannigfaltige der Erfahrung auf die Einheit des gemeinschaftlichen Prinzips zurückführen und wiederum aus dieser Einheit jedes Mannigfaltige in der Zeit uns erschöpfend erklären und ableiten will.“

### Literarischer Anzeiger.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

## Sibylle

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Nächst der Faustine dürfte unstreitig die Sibylle das bedeutsamste Werk der Verfasserin seyn. In dieser Weise haben selbst berühmte deutsche Gelehrte ihr Urtheil über diesen Roman abgegeben.

Alexander Duncker,  
k. u. k. Buchhändler in Berlin.

So eben ist erschienen:

### Publizistische Stimmen aus Frankreich

üb. politische, religiöse u. sociale Zustände.

Herausgegeben v. E. Weller. 20<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Bog. 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Thlr.

Inhalt: Der Werth der Arbeit u. das Handwerkerwesen v. Molinari. Betrachtungen üb. die Evangelien v. Lamennais. Die Bibel der Freiheit v. A. Constant. Französische Zustände. Das Nüchternheitsmännchen v. Dezamy. Ohnmacht der Strafrechtsgesetzgebung. Resmeur, Swedenborg, Fourier, v. Vauvetti. Folgerung der sogenannten Nüchternheitspolitik. Die Juli-Märtyrer v. Chapuy-Montlaville. Das Bagadundiren v. Altaroche. Ueber die Buchdruckerkunst v. Cormenin. Staatsoberhaupt — einfacher Bürger v. Caylus. Der royalistische Schrecken. Ueber Ordentio. Hoff. Mütterlicher Dienst v. Lamennais. Die Beharrlichkeit v. Dennuncques. Familienmoral v. Gauguin. Einfluß der franz. Revolution auf Deutschland v. Hettmann. Der gnädige Herr Henker v. Altaroche. Ueber Politik v. Duclerc. Ueber die Sittenverderbnis. Gedanken verschiedener französischer Schriftsteller.

Karl Sand.

Historische Skizze von Alexander Dumas.

(als Supplement zu Dumas' sämtl. Schriften.)

Taschenform. geb. 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Thlr.